

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Der Traum des Herrn Oschi
Autor: Anneler, Hedwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575703>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

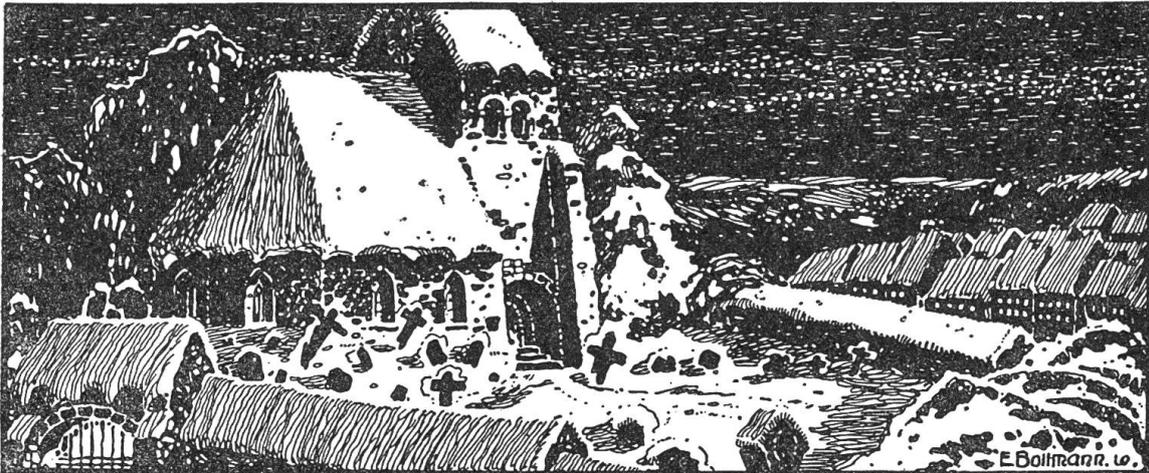
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIE SCHWEIZ
19480.

Advent

Der du kamst aus Ewigkeiten
Und entschrittest ihren Toren
Und in dunkle Erdenzeiten
Wardst als niedrig Kind geboren,
Der du littest ohne Ende,
Daß es keinem, keinem fehle,

Und damit wir Ruhe fänden,
Duldetest an deiner Seele:

Sieh uns jetzt die Arme breiten,
Kindervolk der dunkeln Erde,
Daß gleich dir aus Niedrigkeiten
Uns ein ewig Leuchten werde.

William Wolfensberger, Fuldèra.

Der Traum des Herrn Dschi.

Verdruck verboten.

Ein Weihnachtsmärchen von Hedwig Anneler, Blatten in Löttschen.

„Da hast du gut gemarktet, das muß man sagen!“ lobt die alte Anna, während sie eine heiße Kartoffel um die andere schält und auf dem aschgrauen Tischtuch vor ihrer Tasse aufreihet. „Daß du für unsere Ruh so viel lösen könntest, hätte ich nicht gedacht, so alt wie sie doch ist. Und ein hübsches Schwein hast du gekauft, das muß man sagen, und wohlfeil ... Aber was ist nur mit dir? Bist du müde von dem weiten Weg oder nicht gesund, daß du nicht fröhlich sein kannst? Komm doch zum Tisch!“

Müde sitzt ihr Bruder auf der Ofenbank. Er hat beide Ellbogen auf die Knie gestützt und das durchfurchte Gesicht fast verborgen in den hohlen Händen. Trüb sieht er vor sich hin. Endlich stößt er hervor: „Es ist mir nur so merkwürdig. Das ist das erste Mal, daß ich in der Stadt gewesen bin und den Herrn Dschi nicht gesehen habe ... Begnad ihn Gott und geb ihm Gott die ewige Ruh! Solche Priester

sollten nicht sterben müssen ... Es ist mir gewesen, ich könnte absolut nicht am Hause vorbei, ohne hineinzugehen ...“ Der alte Martin deckt die linke Hand über die Augen und reibt darunter mit der Rechten einen Tropfen hinweg, der ihm in den grauen Bart niederrollt.

„Seht unsern Martin!“ ruft eine lachende Stimme. „Vom Markt zurück und am Greinen!“

Ein lustiges Mädchen ist hereingestürzt in die braune niedrige Stube. „Ich habe immer gemeint, flennen täten die, die daheim bleiben müssen. Wenn ich einmal zu Markte dürste ... Sei!“ Und das Mädchen dreht sich lachend rundum.

„Der Martin hat eben vom Herrn Dschi geredet!“ sagt die alte Anna ernsthaft.

„Vom Herrn Dschi? Der ist doch schon über ein Jahr tot! Aber unserer Mutter geht es gerade wie dem Martin: wenn sie nur den Namen hört vom Herrn Dschi,

so kommt ihr schon das Augenwasser . . . Den hätte ich auch gern gesehen. . .“ Und das Mädchen seht sich, mit einem Male ernsthaft geworden, neben den Alten nieder. „Ist er ein schöner Herr gewesen?“

„Ein schöner Herr!“ murt der Martin. „Bei Geistlichen fragt man nicht zuerst nach solchem! Natürlich ist er ein schöner Herr gewesen! Groß und nicht zu mager, und taubenweißes Haar, und ein Gesicht“ – der Martin schaut mit glänzenden Augen auf – „grad wie ein Engel im Himmel! Kein schöneres habe ich niemals gesehen! Schöne Gesichtszüge wird er auch gehabt haben, das kann man denken. Aber halt Augen, so lauter wie Sterne. Und wenn er mit einem geredet hat, dann hat er immer so leis gelachtet, und das ist gewesen, loset, wie barer Sonnenschein! Und mit jedem Menschen hat er geredet. Kein altes Weiblein ist ihm zu armfelig gewesen und der ärmste Bettler nicht zu schmutzig. Solang er noch rüstig gewesen ist, ist er jedes Jahr einmal hergekommen, weil doch seine Befreundeten hier gewohnt haben, für zwei, drei Tage, manchmal noch länger. Wenn er schon Domherr gewesen ist und der Höchste im Domkapitel und wir arme, grobe Bauern: das hat ihn nicht scheniert. Er hat hier gewohnt und von unserer Speise gegessen und gelebt, grad wie wir. Jeden Abend ist er mit seinem Betbüchlein zum Bildstöcklein bei der Säge spaziert, und immer hat er ein freundliches Wort gehabt für alle. Die kleinen Kinder hat er jeweilen auf den Schoß genommen und so liebevoll geredet mit ihnen, wie es der beste Vater nicht könnte. Und wenn eines eine unsaubere Nase gehabt hat, ja, dann hat der gute Herr sein eigenes Schnupftuch herausgezogen und sie ihm gepuht. Mehr als einmal habe ich denn gesehen, wie er einem Kinde das Gesicht und die Hände gewaschen hat am Brunnen und es dann zum Spaß ein wenig am Dehrlein gezupft . . .“

„Meine Mutter hat einmal bei ihm gebeichtet!“ sagt das Mädchen stolz.

„Ach, mein Gott! Das weiß ich nur nicht, wie manchmal ich bei dem guten Herrn gebeichtet habe!“ antwortet der Martin und rekt sich. „Ja, das ist ein Beichtvater gewesen! Da könnt ihr durch das

ganze Land hinreisen, landauf und landab: ihr findet keinen wie den! Der hat Beichten gehört! Die größten Sünder vom ganzen Land sind zu ihm. Er hat den Brauch gehabt, im Beichtstuhl das Gesicht mit den Händen zu bedecken und manchmal so leise das Haupt hin- und herzubewegen und dabei mit Seufzen zu sagen: ‚Jaja! Jaja!‘ Einmal habe ihn ein großer Sünder gefragt — ein Mörder, mein ich, sei's gewesen — und denn einer, der niemalsen rechte Reu habe empfinden können: ‚Warum sagt Ihr immer Jaja, wenn Ihr Beicht hört?‘ Da habe ihm der Herr Dschi geantwortet: ‚Ich muß immer denken, was wir Menschen doch für große Sünder sind!‘ Da habe der Mörder laut aufgeweint und habe geschrien: ‚Wenn Ihr Euch auch zu den Sündern rechnet, was bin denn ich!‘ und habe zum ersten Mal in seinem Leben wahre Reu empfunden . . .“

„Mein Großvater hat aber einmal etwas gesagt, wie wenn der Herr Dschi ein strenger und stolzer Herr gewesen wäre, wie sonst keiner so!“ sagt das Mädchen nach einer Weile.

„Hör,“ fährt der Martin auf, „wenn du mir ein Wort gegen den Herrn Dschi sagst, so weißt du denn heut nacht, was ein Klapf ist!“

„Werde nur nicht so zornig!“ sagt die alte Anna vom Tisch her. „Was weiß doch ein solches Meitschin, was es redet! Gekannt hat es den Herrn Dschi ja nicht! Und das habe ich denn auch gehört sagen, er sei in jüngern Jahren nicht gewesen, was später: gescheit und gelehrt und fromm, das wohl, aber ein wenig streng auch. Manche hätten sich damals völlig gefürchtet vor ihm!“

„Jetzt kommst du auch noch!“ knurrt der Martin. „Es kann einer in jungen Jahren einen Fehler an sich haben; wenn er ihn später ablegt, darf man nicht mehr davon reden. Ja, es ist eigentlich eine Sünde, wenn man ihm diesen Fehler noch vorrückt!“

„Ne, vorrücken wollte ich dem Herrn Dschi doch nichts! Behüte uns!“ antwortet die Anna. „Es ist mir nur grad der Sinn dran gekommen. Und dann ist es mehr eine Ehre für den Herrn Dschi als eine Schande, daß er nur einen einzigen

Fehler an sich gehabt hat, und hat diesen Fehler abgelegt. Das kommt selten genug vor. Und dem Herrn Dshi muß man es noch besonders hoch anrechnen: er ist ein wenig ein stolzer Herr gewesen als Pfarrer, und mit dem Tage, wo ihn der Bischof zum Domherrn ernannt hat, mit diesem Tage ist er so demütig und liebevoll geworden, wie er es später immer gewesen ist. Das ist etwas Merkwürdiges. Umgekehrt könnte es doch eher sein!“

„Da hast du recht!“ sagt der Martin, vor sich hinsehend. „Es hat mich selber oft genug gewundert, wie solches auch nur möglich ist. Wie gelehrter heute manche Leute werden und wie zu größern Ehren sie gelangen, wie stolzer werden sie, und meinen noch, das sei recht so, es sei eine Schande, demütig zu sein! Wie das mit dem Herrn Dshi gewesen ist, das möchte ich auch gerne wissen. Aber es wird eines von den Geheimnissen sein, die wir erst am jüngsten Tag erfahren!“

* * *

O nein, mein lieber Martin, du, Anna, und du, blankäugiges Bevin, hört nur zu!

Die Heilige Nacht hat den Herrn Dshi also gewandelt ... Damals war der Herr Dshi Pfarrer in einer alten, alten Stadt. Am Nachmittag vor der Heiligen Nacht durchhauchte wie immer ein Altersgeruch das Haus des Herrn Dshi, ein Geruch von uralten Mauern und Pergamenten. Totenstill war es im gewölbten grauen Gange vor des Herrn Studierstube. Ueber die braunschimmernde Eichenholztreppe aus der Tiefe stieg sanft ein schneeweißes Käglein herauf. Auf der obersten Stufe äugelte es aufmerksam rundum, leckte sein Lätzchen und riech sich das Näschen; dann sprang es unhörbar auf den roten Läufer hinüber, der über schwarzweiße glänzende Fliesen hineilte, jagte hinunter bis vor eine schmale Spitzbogentür, in die ein Kreuz geschnitten war, und lauschte. Jäh jagte es wieder zurück. Oben an der Treppe duckte es sich, lauerte, suchte mit dem Schwänzchen wedelnd, dessen Spitze in schwarze Tinte getunkt schien, sprang, haschte nach unsichtbaren Fliegen und jagte dann wieder auf und nieder auf dem weichen Rot. Plötzlich stuzte es, drehte das Köpfchen

und war mit einem einzigen Sprung treppab verschwunden.

Der Spitzbogenpforte gegenüber, am andern Ende des Ganges, hatte sich unhörbar eine niedrige Türe geöffnet. Ein Runzelgesichtchen spähte, schwarz umhüllt, aus der Spalte. Den angstvollen Augen nach schob sich langsam und lautlos eine kleine gebückte Gestalt, grau gewandelt. Auf weichen Schuhen glitt sie über den Läufer, der Spitzbogentür zu. Das Kinn unter dem zahnlosen Mund wackelte, und die verschrumpften Hände, die behutsam einen großen Brief trugen, zitterten. Zwei Schritte vor der Türe zögerte sie. Sich streckend, zog sie tief den Atem ein. Dann beugte sie sich und schloß lauschend das Ohr an das gebräunte Holz. Nach einer Weile hob sie den Kopf, schüttelte ihn leicht und schlich unhörbar zurück, einen Seufzer verschluckend. An der Treppe blickte sie scheu zurück. Dann trat sie eine Stufe abwärts und setzte sich leise nieder. „O, wie bin ich müde!“ seufzte sie und ließ den Kopf auf die Knie niedersinken. „Zwei Nächte habe ich fast ganz durchgewacht. Ich darf doch nicht schlafen gehen, wenn der Herr am Studieren ist. Er würde es mir wohl erlauben, vielleicht; aber fragen — nein, das wage ich nicht. Und selber denkt er gar nicht daran, daß ich müde sein könnte. Er hat anderes zu denken, ein so gelehrter Herr, wie er ist! Ich glaube, er weiß alles, was im Himmel und auf Erden ist. Nur von Fleisch und Blut, davon weiß er nicht. Da sitzt er wieder am Schreibtisch, als hätte er nicht zwei Nächte hindurch studiert. Und ich bin so müde, so todmüde ...“

Das Mütterlein war eingeschlummert.

Mit einem Male polterten ein paar Füße treppauf.

„Ist er da?“ rief es grob von unten.

„Um Gottes willen!“ flüsterte aufgeschreckt das Mütterlein. „Schrei doch nicht so! Was willst du?“

Ein rotbäckiges Burschengesicht tauchte aus der Tiefe auf. „Ich bin aus dem Grindorf, wo der Herr Dshi daheim ist. Ist er nicht da?“

„Nicht so laut, nicht so laut!“ flüsterte das Mütterchen, deutete gegen die hohe Tür und legte einen Finger an den Mund.

Drinne schnellte der Herr Dschi vom Schreibtisch auf. „So sind sie!“ knirschte er und ballte die Fäuste. „Wenn man in ihrem Dorf geboren ist, gilt man ihnen ewig für ihresgleichen. Soll ich wohl hinaus und ihm Anstand beibringen?“

„Ist er krank?“ fragte draußen der Bursche weiter. „Er studiert wohl zu viel! Ein gelehrter Herr muß das sein! He nun, er hat auch nichts anderes zu tun, da kann er wohl ... Warum deutet Ihr immer so? Ae bah, die hört wohl schwer oder gar nichts! Er wird nicht da sein. Da ist nichts zu machen ... Sagt ihm, der Josin aus dem Grin sei da gewesen,“ schrie er; „er komme dann im Jänner noch einmal! Behüt Euch Gott!“

Treppab polterte der Bursche und schmettete hinter sich die Türe zu, daß das Haus erbebte.

Der Herr Dschi stampfte mit dem Fuße auf. „Das kommt davon, daß ich zu freundlich bin mit den Leuten. Niemandem wagten sie so ins Haus zu stürmen wie mir. Ich muß stolzer werden, hart mit den Leuten. Auch meinem Amte bin ich es schuldig ...“ Er schob seine Predigt zurück und stand auf.

Als die alte Ursula nach einer Weile an die Tür klopfte, hatte er seine Ruhe wiedergefunden. Schmal und blaß wie immer saß er im blauen Lehnstuhl am hohen Spitzbogenfenster. Er hielt mit seinen weißen Händen ein schwarzes Buch auf den Knien. Angstvoll schlüpfte die Ursula herein. „Wenn er nur nichts sagt, wenn er um Gottes willen nicht schilt, daß ich die Hausglocke überhörte und den Burschen heraufkommen ließ,“ dachte sie bebend. Als sie ihn nun so ruhevoll fand, tröstete sie sich: „Gewiß hat er gar nichts gehört! Wenn er so recht am Studieren ist, könnte der Himmel einfallen, er merkte es nicht ... Ich bitte um gütige Entschuldigung, Herr Pfarrer!“ sagte sie laut. „Es ist ein Brief für Sie gekommen.“

„Soll ich etwas von dem Gelärme sagen?“ fragte sich der Herr Dschi. „Es ist wohl klüger, ich schweige.“ — „Leg ihn auf den Schreibtisch!“ Und er hob das Buch wieder empor und las, lautlos die Lippen bewegend.

Die Ursula war längst mit frohem Sinn hinausgeschlüpft, da klappte er es

zu, drückte es an den Mund und ging mit vorgebeugtem Haupt, dünn und hoch im langen schwarzen Kleide, zum Schreibtische hin. Sorgsam legte er das Buch nieder, hob den Brief an die Augen und las bedächtig die Aufschrift. „Vom hochwürdigsten Bischof!“ Auf dem breiten Tische lag ein zierlich geschnitzter Engel, mit gefalteten Händen und schmalen geschlossenen Flügeln. Der Herr Dschi umgriff die schlanke Gestalt, schob die Flügel in den Umschlag des Briefes und führte sie zischend der Kante entlang.

Langsam trat er zum Fenster zurück. „Nein, ich will warten mit Lesen. Ich war vorhin zu zornig!“ Und er legte das Schreiben auf das blaue Polster nieder und öffnete die Fensterflügel.

Unter einem grauen, wolken schweren Himmel dehnte sich flaches Land, weit, unendlich weit, gelbliche Matten und braune Acker, alles von einem leichten Schnee überstäubt. Wie ein trauriges Meer streckte sich das Land in die graue Wolfenferne, in den trüben Himmel. „Winter!“ dachte der Herr Dschi. „Bald wieder ein Jahr vorbei ... Wie doch die Tage fliegen ... Wie das Leben hineilt zum Tode ...“

Ein ferner Jauchzer schreckte die Stille. Noch einer gellte auf — und ein hoher Antwortschrei —

Krachend schlug der Herr Dschi das Fenster zu. Dann ging er, die Hände in die Ärmel steckend, weitschrittig auf und nieder im Gemach, daß die Schärpenenden flogen. „Nicht einmal heute können sie lassen von ihrer Lust!“ dachte er zornvoll. „Das ist vielleicht der Flegel von vorhin, der seinen Mutwillen so ausschreien muß. .. Wie habe doch ich gekämpft, wie habe doch ich gerungen mit mir selber, mit der Sünde in mir ... Und solche Burschen genießen, was zu genießen ist. Und dann kommen sie und fühlen sich auf einer Stufe mit mir. Nicht einmal die Ehrfurcht erweisen sie mir, die sie meinem Stande schulden! O, wie bitter es ist ...“

Auf seinem Gange kam er am Lehnstuhl vorüber und sah den Brief. Jetzt zog er das Schreiben heraus und setzte sich lesend nieder.

Mit einem Mal erglühte sein Gesicht, seine Augen erglänzten. Er sprang auf,

stügte ein Knie auf den Stuhlsitz und las noch einmal, die Linke an die Brust gepreßt. „Wir ernennen Sie hiemit zu einem Gliede unseres ehrwürdigen Domkapitels . . .“

„Domherr! Ist es möglich?“ Und ein Strom heißer Freude schwemmte alle Bitterkeit hinweg. Er wollte sich setzen. Aber wieder mußte er aufspringen, mußte auf- und niedereilen.

„Domherr! Und so viele, die darauf warten! Die älter sind als ich, die würdiger sind! Wie werden sich meine Pfarrkinder freuen! Und erst meine Leute daheim! Wäre doch der Bursche von vorhin etwas später gekommen, er hätte die Nachricht gleich mitnehmen können. Domherr — Ländereien — ein schönes Einkommen und Ehren von allen Seiten, in der stolzen Hauptstadt sogar. Mancher wird den Hut tiefer ziehen als bis dahin. Das ist der Lohn für die langen Jahre der Arbeit, für so viele Stunden des Kampfes. Wie bin ich doch glücklich! Priester sein, ausgewählt sein aus allen Menschen, Führer sein, Begnadiger und Richter, an Gottes Stelle stehen . . . Wie danke ich dir! Und jetzt Domherr, von einem Bauernknaben zu einem Domherrn geworden!“

Draußen hatte es unterdessen zu schneien begonnen. Drei, vier Flocken erst, dann Hunderte, Tausende, immer mehr, immer mehr, bis die ganze Weite ein einziges Gewirbel war, ein zitterndes, schwindelerregendes, unaufhörliches weißes Gewirbel. Die Fensterladen klopften an die Mauern, immer heftiger, wie in jähem Zorn. Sausend jagte der Sturm vorüber und peitschte mit den Enden seines Mantels die Scheiben. Der Herr Dschi merkte es nicht. Sein Sinn gaukelte im Sonnenschein des Glückes, von einer lachenden Gedankenblüte zur andern; an der strahlenden Ehrenblume klammerte er sich fest und trank ihren süßen Honig in sich.

Ein Poltern und ein Aechzen scheuchten ihn auf. Weit auf schlug die Tür. Zwei Ueberschneite wankten herein, kaum erkennbar unter weißem Flockenpelz. Ein Eiswind hauchte von ihnen aus. Ein Mann das eine, groß, weißbärtig, in armseligem Gewand, und neben dem Mann, an ihn gelehnt, eine kleine Frauengestalt,

schwarz angetan, ein schwarzes Tuch um den Kopf. Entblößte der Mann nicht sein Haupt vor dem hochwürdigen Herrn? Bewahre! Mit beiden Armen hielt er die Frau umfangen. Ihre groben Nagelschuhe hielten sich kaum noch mit der Seitenkante auf dem glatten Parkett, die Knie bogen sich, jetzt und jetzt mußte sie sinken. Der Mann faßte sie fester. Sie war klein wie ein Kind, wachsbleich, die geschlossenen Augen eingesunken.

„Verzeihet!“ sagte der Mann. „Ihr seid doch der Herr Dschi, aus dem Grindorfe gebürtig? Ich kenne hier niemanden. Euer Haus stand offen. Seht, in welchem Zustand die hier ist! Bei diesem Unwetter! Sie müßte draußen verderben. Und kein Weibervolk, das ihr beistehen könnte . . .“

Der Herr Dschi stand starr. So plötzlich aus seinem Traume gerissen. Die zwei, voll Schnee, Tabak- und Rühgeruch, ohne Anmelden, ohne Klopfen, ohne Gruß, mitten in seiner stillen, gepflegten Stube, und des Mannes Augen drohend fast auf ihn gerichtet! Was sollte denn er hier tun? Was erwarteten sie von ihm?

„Ihr müßt mit ihr in den Spital!“ sagte endlich der Herr Dschi.

„Das ist zu weit!“ fuhr der Mann auf. „Das hält sie nicht aus! Soll sie auf der Straße niederkommen?“

Die alte Ursula schob sich hinter ihnen hervor. „Vielleicht — könnte sie im Roßstall sein? Es ist da warm, und sie würde den Herrn da weniger stören . . .“ Aengstlich sah sie zu ihm empor.

„Meinetwegen!“ antwortete er zögernd. „Dann kann man sie morgen in den Spital bringen . . .“

Schon hatte der Mann die Aechzende auf die Arme gehoben. Die Ursula trippelte hinter ihnen drein und schloß die Türe. Schwere Schritte draußen, immer ferner, ein Türentnarren, und es war still wie zuvor.

Jetzt erst hörte der Herr Dschi das Heulen des Sturmes, sah er das Flockengewirbel. Er schauerte zusammen. Er stellte sich an den warmen, dunkelgrünen Ofen, trat von einem Fuß auf den andern und wärmte bald die Handrücken und bald die Handflächen an den glatten Racheln.

„Arme Leute,“ dachte er, „die bei sol-

chem Sturme nicht daheim sein können! Wer mögen sie sein? Ich hätte den Alten fragen sollen. Er ist mir so bekannt vorgekommen, bekannt und doch wieder fremd . . .“

Mit dem erblickte er die braunen Lachen auf dem glänzenden Parkett, von den fremden Schuhen zurückgelassen. Ein Absatz von schmutzigem Schnee lag drin, voll runder Nagellöcher. Der Herr Dschi holte vom Schreibtisch ein Papier, ergriff den Absatz damit und warf ihn, den Mund vor Ekel verziehend, mit einem Ruck das Fenster aufreißend, weit hinaus in den Glockentanz. „Unsaubere Leute,“ dachte er, „und was für ein Geruch!“ Er führte beide Fensterflügel lüftend vor und zurück. „Rechte Leute streichen doch an einem solchen Tag nicht herum, und bei solchem Unwetter — und sie in diesem Zustand!“

Er schloß das Fenster und ging fröstelnd zum Ofen zurück. „So jung zu heiraten! Es ist doch ein Leichtsinns! Aber sie kann kaum seine Frau sein, er ist ja wohl dreimal so alt — etwa gar eine liebliche Person? Ich hätte wirklich fragen sollen. Wer weiß, es könnte noch ein ärgerliches Gerede geben, wenn meine Pfarrkinder es erführen! Wie mich die zwei doch aufgeschreckt haben! Es war mir so wohl zumute . . . Was nur dachte ich? Ja, ich bin ja Domherr! Wenn die beiden das gewußt hätten! Der Ursula will ich es doch gleich nachher sagen!“ Und er lachte vor Freude; dann zog er einen weichen Stuhl an den Ofen und ließ sich hineinsinken. Wieder erstrahlte über ihm die Sonne der Freude, und alle seine Gedanken blühten ihr weitausgebreitet entgegen. . .

* * *

Der Sturm vor dem Fenster entschlief. Die Glocken wirbelten weiter und blinzelten im Niederfluge blaß ins dunkle Zimmer hinein. Aus den Ecken, aus den blauen Vorhängen und unter allen Geräten hervor schlichen Schatten, immer näher, immer schwärzer. Der Herr Dschi merkte sie nicht.

Da dröhnte mit einem Male ein dunkler Glockenton, noch einer, noch einer; ein Chor dunkeln Kirchenglockensanges flutete herein, und darüber hin jubelten silberhelle Glöckleinstimmen, als flute die Nacht herein in einem dunkeln

Strom von Tönen, drin die silbernen Sterne im seligen Reigen frohlockten . . .

Der Herr Dschi schrak zusammen. „Schon elf Uhr? Wo bleibt nur die Ursula mit dem Licht? Ich muß doch in die Kirche hinüber!“

Er drückte auf einen Knopf an der Wand. Grell durchschrie eine Schelle den Glockensang und das stille Haus. Doch die Glocken sangen weiter, und das Haus blieb so still wie zuvor. Ein zweiter Schellen-schrei. Niemand kam.

Ärgerlich stand der Herr Dschi auf, stieß mit dem Bein schmerzhaft gegen eine Schemelecke, strauchelte über einen Teppich, fand endlich tastend die Tür und horchte hinaus. „Ursula! Ursula!“

Die Glocken durchsangen den Gang. Kein anderer Laut kam zurück.

Der Herr Dschi zog ein Feuerzeug aus der Tasche, strich fünf, sechs Hölzchen umsonst an, verbrannte sich scheltend die zarte Haut und tastete sich dann, ein Hölzchen ums andere entbrennend, die Treppe hinab und hin in die Küche. Hier leuchtete ein Lämpchen. Doch kein Mensch war zu erblicken. Nach langem Suchen fand der Herr Dschi einen Messingleuchter, entzündete die Kerze und stieg wieder treppauf, heißen Zorn im Herzen.

„So etwas! Die Magd nicht da und die alte Ursula nicht — und gerade heute, am Heiligen Abend, gerade heute, da ich zu so hohen Ehren berufen bin. Sind sie etwa schon in die Kirche gegangen? Vielleicht ist es später, als ich glaube. Wenn ich nur dem Kaplan vor der Messe noch sagen kann, welche hohe Ehre mir widerfahren ist. Er könnte es der Gemeinde mitteilen.“

Hastig kleidete sich der Herr Dschi um, schlüpfte in die feiertägliche Sutane und in die pelzgefütterten Schuhe, setzte das Birett auf, hüllte sich in den warmen Mantel und stieg wieder treppab, die Hand mit dem Leuchter vorstreckend.

Es schneite nicht mehr. Die Glocken dröhnten und frohlockten, und ein paar glänzende Sterne schauten dem Herrn Dschi zu, wie er, den Mantel vor der Brust zusammenschließend, mit langen Schritten durch den Schnee ging, quer über die schmale Gasse, hinüber zur Kirche. Schnell war er ihren Blicken entschwinden.

Im Dunkel des Schiffes knieten schon viele schwarze Beter. Vorn im hohen Chore glühten ein paar Lichtaugen auf. Des Herrn Dschi Schritte widerklangen vom Gewölbe nieder, als er, gebeugten Hauptes, die Hände in den Armen verbergend, den langen Gang zum Chore hin durchwandelte.

Im Schnitzwerk des Altares hatten die Kirchendiener viel hundert bleiche Kerzen aufgestellt. Eine nach der andern flammte eben auf, durch eine hohe Lichtstange entzündet. Eine nach der andern erweckte eines der Lichter, die im Goldbezug des kausen Schnitzwerkes und der heiligen Figuren schliefen. Mit entblößtem Haupte und mit Kniebeugen begrüßte der Herr Dschi den im Altar verborgenen Erlöser. Dann überschaute er den Kerzenschmuck, nickte den Dienern seinen Beifall zu und ging in die Sakristei.

Niemand darin als der Glockensang, und an der Wand, kaum beleuchtet, ein gekreuzigter Christus. Der Herr Dschi kniete in den Bestuhl und betete, umwogt vom Glockensang.

Ein Sigrift trat ein, erzählte, die Kerzen seien entbraunt, der Kaplan sei eben noch schnell weggegangen, und nahm während seiner Reden die Priestergewänder sorgfältig aus den Schiebläden des geschnitzten Kastens. Dann half er dem Herrn, das fleckenlose Hemd über die Sutane ziehen — in langen Röhrenfalten fiel es nieder zu einer breiten, wunderzarten Spitze — und den Meßsattel; aus weißer Seide war er vor vielen Jahrhunderten gewoben worden, und fromme Klosterfrauen, jetzt längst zu Staub vermodert, hatten mit lauterm Golde Blumen und Blätter und Ranken herrlich hineingestickt. Der Sigrift zog die Lampe tiefer herab — sie schwebte an einer Kette unter dem spitzen Gewölbe — und betrachtete den Herrn Dschi zufrieden. Schon viele Herren hatte er gesehen, doch bei wenigen paßte das köstlich leuchtende Gewand so schön zum schimmernden Gesicht.

Eben zog die Schar der Chorknaben herein; festfroh glänzten ihre Köpfe auf den roten Kragen über dem Spitzhemd. Der zweite Sigrift rief durch die halb offene Tür: „Herr Pfarrer, es will Sie jemand sprechen!“

Der Herr Dschi trat in den Türrahmen. Im Lichtglanze stand die alte Ursula, zitternder als jemals, die Augen noch angstvoller als sonst: „O, Herr Pfarrer, sie will sterben! Kommen Sie doch, um Gottes heiligem Erbarmen willen!“ „Wer denn?“ Und des Herrn Dschi Miene wurde finster. „Die arme Frau von heute abend — was weiß ich, wie sie heißt — das Kind lebt, aber vielleicht nicht lang. Kommen Sie doch schnell!“ „Worauf wartest du?“ fuhr der Herr Dschi den Sigrift an, der neugierig den Kopf vorstreckte. „Schau lieber, wo der Kaplan bleibt! Er könnte auch pünktlicher sein!“

Voll Verdruß zog der Herr Dschi sein Lichtgewand ab und legte es hin. „Kannst du mir wohl sagen, wer am Sterben ist?“ fragte er die Ursula böse. „Die arme Frau, die heute abend mit dem alten Mann gekommen ist,“ flüsterte sie und schaute ängstlich, ob wohl die Chorknaben nicht lauschten. Dann beobachtete sie, ob der Herr Dschi auch nichts vergesse, nicht die violette Stola zum Beichtören — und auch den warmen Mantel nicht.

Endlich konnten sie gehen. Das Kirchenschiff war menschenvoll. Doch beachteten die unzähligen Augen den Herrn Dschi kaum, der schwarz hindurcheilte, gefolgt vom trippelnden Mütterlein. Sie glänzten alle dem Chor entgegen und seinem sonnigen Flammenglanz.

Vor der Tür hastete die Ursula dem Herrn Dschi voran, über die tote Gasse zu einer hohen Mauer hinüber, stieß eine Pforte auf, hastete über einen schneebedeckten Hof zum Stall, der sie geduckt erwartete. Vom Glockensang umwogt folgte der Herr Dschi. Abgerissene Gedanken durchwirbelten ihn: „Die Glocken singen, singen zur Heiligen Nacht . . . Die Kirche harret, die Menschencharen, der Lichteraltar, Sänger und Chorknaben, alle harren auf mich, harren, daß ich ihnen die Himmelsbotschaft verkünde . . . Und ich muß hinaus in die eiskalte Nacht, ich, der Domherr, muß in den Stall hinein, zu Landstreichern vielleicht, vielleicht zu verkommenen Menschen . . .“

Hart stieß er den Kopf an den niedrigen Türbogen. Der Kopfdruck schlug ihm den Atem zurück, Laternenschein blendete ihn, er strauchelte. Endlich konnte er sehen.

Auf einer Schütte Stroh ruhte die Frau, ihr im Schoß, in ihre Schürze gewickelt, das Kind. Von der Seite herüber beugte sich der Alte, knieend, in zarter Andacht. Das Pferd und sein Füllen schauten mit großen Augen. Immerfort klangen die Glocken. Immerfort sangen die dunkeln langsam und tief: „Christus, Christus, Christus ist geboren!“ und die lichten Stimmlein frohlockten: „Freuet euch, Menschen, o freuet euch!“

Vor des Herrn Dshi Augen glomm ein rosiger Schein auf. Licht und lichter brach er aus den Gestalten vor ihm, leuchtend wie die Abendröte, die an den schneehellen Bergen aufschimmert. Immer heller leuchtete er, immer klarer . . . Und das Kind, ach das Kind, wie das doch strahlte, nicht anders als die klare, die lautere Sonne!

„Es ist ja Christus!“ schrie der Herr Dshi auf. Seligkeit und Schrecken schüttelten ihn her und hin. „Mein Heiland,

habe ich dich verachtet? Bist du es, der sich unter der Armut verbirgt?“

Immer noch flutete der dunkle Strom des Glockensanges, immer noch jubelten die lichten Sternenstimmen: „Freuet euch, o freuet euch, ihr Menschenkinder!“ Der Herr Dshi war von tiefer Finsternis umschlossen . . .

* * *

Leise, eine brennende Lampe vor sich her tragend, trat die alte Ursula in des Herrn Studierstube. „Die Glocken läuten schon!“ sagte sie entschuldigend zum Herrn Dshi, der das Gesicht vor dem Lichtschein mit beiden Händen verbarg.

„Wenn sie nur auch in unsern Herzen klingen!“ antwortete mit verschleierter Stimme der Herr Dshi. „O, daß das Christkind doch in unsern dunkeln Herzen geboren würde!“

Da war es erschienen, da hatte es selber dem Herrn Dshi die liebevolle Demut ins Herz gelegt.

Spaziergehen.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Skizze von Felix Beran, Zürich *).

Heute durfte der große weiße Bär mitkommen. Da er trotz der schönsten Sonne bei jedem Schritt über kalte Füße brummte, zog ihm das Kind seine roten Wollhandschuhe an die Beine. Beim Nachhausegehen war uns dieser Aufzug schon ganz selbstverständlich, und ich mußte mich stets von neuem besinnen, warum die wenigen Menschen, die es um die Mittagessenszeit auf der Straße gab, so zu lachen hatten. Und da wurde mir wieder so froh bewußt, wie herrlich das ist, mit dem Kind im schönsten Zürich das Spaziergehen zu betreiben.

Wir machen das alle Tage, und immer ist es am schönsten. Auch wenn der große weiße Peß nicht mitkommt. Manchmal darf die Ente mit, oder Bauz der Zottel wird mitgeschleppt oder eins aus der Puppenfamilie oder der große blaue Spielball. Wenn aber der Schnee auf den Straßen liegt, dann ziehen wir den Schlitten hinternach, immer weiter in die Höh, bis Zeit zur Heimkehr ist, und dann gibt es eine frische, hungrige Fahrt durch den Wald und die leeren Straßen hinab bis nach

Hause und dann noch drei Treppen Bergpartie und oben eine zuverlässig ungetrübte Aussicht auf einen gedeckten Tisch mit lustigem Klingeln der Löffel auf den Tellern.

Aber das Schönste ist das Unterwegs. Da gibt es viel zu bewundern, und das lockige rundbewangte tapferbebeinte Vierjährchen neben mir hat tausend Fragen und will zeigen und gezeigt haben, und indes sich das Gehirn voll speist an nützlichem Lebensstrom und an lieben Begriffen baut, spielt der Schalk in Wort und Miene die Begleitung oder wagt auch ein Solo und macht Lernen und Lehren hinüber herüber zu vergnüglichem Erleben.

Wir treffen auch Freunde. Da, wo der Anstieg abbiegt zur breiten, behaglich berganziehenden Schlenderstraße, kommen jedesmal zwei Käßchen uns begrüßen und begleiten uns ein Stück Weges. Und an einer Gartenhecke bebellt uns allvormittäglich derselbe Hund, und bei der

*) Aus der Sammlung „Dem lieben Ich“, vgl. „Die Schweiz“ XIX 1915, 635 ff. („Mein Christus“); XX 1916, 603 ff. („In Gefahr“).